
Regionalisierung – das Modell der Zukunft?

Plädoyer für eine ebenso grundlegende wie kreative Debatte

Uta Pohl-Patalong

Is Regionalisation the Model for the Future? A Plea for a Sound and Creative Debate. In this review of the articles of this issue, differences and common opinions are marked and the author's ideas are presented in a more radical model of what is desired for in the future.

Die Bandbreite der Aufsätze dieses Heftes spiegelt die Vielfalt der Aspekte und Annäherungen an das Thema Regionalisierung wider und zeugt von der lebhaften Debatte, die gegenwärtig in der kirchlichen Praxis um diese Form von Strukturveränderungen geführt wird.

Ingrid Lukatis reflektiert aus pastoralsoziologischer Perspektive Begründungen und Probleme von Regionalisierung und skizziert aus beraterischer Perspektive, unter welchen Voraussetzungen Regionalisierung sinnvoll gestaltet werden kann. *Martin Beyer* beschreibt aus eher analytischer Perspektive die Umsetzung bzw. Vermeidung der Regionalisierungsthematik in einer Landeskirche und plädiert vor diesem Hintergrund für konsequente Regionalisierungspolitik. Aus konkreten Erfahrungen – sowohl als beteiligte Pfarrerin wie als Gemeindeberaterin – reflektiert *Cornelia Dassler* fördernde und hemmende Faktoren der Regionalisierung. *Wolfgang Ratzmann* blickt stärker von außen auf die Debatte und untersucht – ausgehend ebenfalls von konkreten Beispielen –, was sich hinter dem Begriff Regionalisierung verbirgt. *Matthias Kaune* fragt aus der Perspektive des Beraters auf dem Hintergrund von Beispielen unterschiedlicher Formen von Regionalisierung nach dem sinnvollen Vorgehen, um dem Vorhaben Regionalisierung zum Erfolg zu verhelfen. *Lars Eisert* und *Ulfrid Kleinert* hingegen setzen bei dem konkreten Handlungsfeld der sozialen Arbeit an und beschreiben die Notwendigkeit und die Chancen, diese regional zu organisieren.

Diese Aufsätze decken sicher nicht alle möglichen Perspektiven und Interessen ab, mit denen das Thema bearbeitet werden kann. In der Vielzahl ihrer Zugänge und der behandelten Aspekte bilden sie jedoch einen repräsentativen Ausschnitt der gegenwärtigen Debatte, so dass von ihnen auf grundlegende Einsichten geschlossen werden kann, in welcher Weise und mit welchen Interessen Regionalisierung gegenwärtig in den Kirchen diskutiert wird. Dabei zeigen die Ansätze aus den neuen und aus den alten Bundesländern einerseits grundlegende Gemeinsamkeiten, andererseits werden anhand der Beispiele im Einzelnen auch deutliche Unterschiede zwischen Ost und West in der Ausprägung der Debatte sichtbar, wie besonders der Bericht aus der sächsischen Kirche von Martin Beyer zeigt. Trotz dieser und anderer un-

terschiedlichen Perspektiven lassen sich jedoch gemeinsame Tendenzen erkennen, die als Grundlinien der Debatte zunächst theseartig benannt werden sollen.

I. Grundlinien der Regionalisierungsdebatte

1. *Regionalisierung ist finanziell notwendig*: Die Ansätze sind sich darin einig, dass die angespannte finanzielle Situation der Landeskirchen den Hintergrund der Regionalisierungsdebatte und eine wesentliche Motivation, solche Prozesse in Gang zu setzen, bildet. Im Zuge schwindender Mittel kann die bisherige Arbeit in den alten Formen nicht länger aufrechterhalten werden und fordert dazu heraus, in größeren Zusammenhängen zu denken. Die Tendenz zur Region wird als finanzpolitisches Instrument analysiert, um den schwindenden Mitteln strukturell zu begegnen. Hierin unterscheidet sich die gegenwärtige Diskussion von der Orientierung an der Region in der Kirchenreformdebatte der 1960er und 1970er Jahre, in der dies wesentlich inhaltlich – nämlich missionarisch – motiviert war (vgl. dazu vor allem Lukatis und Beyer).

2. *Regionalisierung ist inhaltlich sinnvoll*: Gleichzeitig betonen auch alle Aufsätze (in jeweils unterschiedlicher Gewichtung), dass Regionalisierung über die finanzielle Argumentation hinaus einen inhaltlichen Sinngehalt besitzt. Dass dieser auch konkret erlebt wird, ist eine wesentliche Voraussetzung für erfolgreiche Regionalisierungsprozesse, wie die Ansätze unterstreichen (und wie als Negativbeispiel der Artikel von Martin Beyer eindrücklich zeigt!). „Wandlung und wirkliche Innovation kann nur dann gelingen, wenn die bedrohlich erscheinende Entwicklung Relevanzkrise und Finanzkrise als Anstoß begriffen wird, Entwicklungsmöglichkeiten zu entwerfen“ (Kaune). Ein wesentliches kirchensoziologisches Argument für Regionalisierung ist die Vermehrung der Anknüpfungspunkte für die Kirchenmitglieder gegenüber dem geringeren Spektrum in der Ortsgemeinde (Lukatis).

3. *Regionalisierung ist mit Schwierigkeiten verbunden*: Ebenso nüchtern wie präzise werden die Schwierigkeiten von Regionalisierung benannt und die hemmenden Faktoren herausgearbeitet. Dies nimmt in den Aufsätzen unterschiedlich großen Raum ein, bei allen wird jedoch deutlich, dass an der Basis „vielen das lokale Hemd ... näher ist als der regionale Rock“ (Ratzmann). Als wesentliche hemmende Faktoren werden einerseits der „Verlust von gemeindlicher Identität“ (Lukatis) und die emotionale Verbundenheit in einer überschaubaren Größe genannt, die sich mit der Angst verbinden können, dominiert zu werden, andererseits immer wieder die Teamunfähigkeit und Kooperationsunwilligkeit Einzelner, meist hauptamtlich Tätiger (vgl. z. B. Dassler).

4. *Regionalisierung erfordert einen langwierigen Prozess der Beteiligten*: Soweit sich die Ansätze mit dem „Wie“ der Regionalisierung befassen, betonen

sie durchweg die Notwendigkeit eines breit angelegten Regionalisierungsprozesses, wenn dieses Vorhaben auf Dauer erfolgreich sein soll. Dies zieht einerseits Konsequenzen aus den Erfahrungen der Kirchenreformdebatte, beruht aber andererseits auf vielfältiger Erfahrung. Nicht zufällig sind drei der sechs Beiträge von Gemeindeberaterinnen verfasst, die solche Prozesse begleiten und dies reflektieren – solch eine externe Beratung wird ebenfalls als dem Prozess äußerst förderlich beschrieben. Sie heben hervor, dass eine breite Beteiligung an diesem Prozess ebenso wie das Ernstnehmen von Widerständen wesentlich ist. Wichtig seien aber auch gemeinsame Aktionen der beteiligten Gemeinden (vgl. v. a. Dassler).

5. *Regionalisierung muss auf freiwilliger Basis geschehen:* Die in der Beratung tätigen Autorinnen und Autoren betonen – im Rahmen ihrer Tätigkeit nur verständlich –, dass diese Prozesse ergebnisoffen gestaltet werden müssten. Regionalisierung dürfe nicht „verordnet“ werden, sondern „jede Gemeinde bestimmt den Grad ihrer Beteiligung und die Art ihres Engagements selbst“ (Kaune).

Hier nimmt der an der Regionalisierung eines konkreten Handlungsfeldes interessierte Artikel von Lars Eisert und Ulfrid Kleinert interessanterweise eine andere Perspektive ein. Beschließt ein Kirchenkreis die Regionalisierung seiner sozialen Arbeit, dürfe die Umsetzung „keinesfalls dem Belieben der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Arbeitsfeldes oder einzelner kirchlicher Verantwortungsträger überlassen werden“, unterstreichen sie.

6. *Regionalisierung bezeichnet sehr unterschiedliche Formen von Zusammenarbeit:* Die vielfältigen Praxisbeispiele der Aufsätze zeigen bereits, was von fast allen Autorinnen und Autoren hervorgehoben wird: hinter dem Begriff der Regionalisierung als „gemeindestrategisches Zauberwort“ (Ratzmann) verbergen sich sehr unterschiedliche Vorstellungen der Gestalt von Kirche. Wolfgang Ratzmann problematisiert darüber hinaus die meist implizite Beschränkung auf die Kooperation von Kirchengemeinde, während die Orientierung an der größeren Region, etwa der City, immer weniger im Blick sei.

In einem zweiten Schritt soll jetzt stärker von außen ein Blick auf die Regionalisierungsdebatte als Ganze geworfen werden und nach ihrem Charakter und ihren Ansatzpunkten gefragt werden. Auf diesem Wege kann deutlich werden, was das Modell „Regionalisierung“ leisten kann und wo seine Grenzen liegen.

II. Zum Charakter der Regionalisierungsdebatte

1. Die Regionalisierungsdebatte setzt bei den vorfindlichen Strukturen an.

Regionalisierung wird in der Regel von den vorfindlichen Strukturen aus gedacht und als Weiterentwicklung der bisherigen Formen begriffen (mit Ausnahme des Ansatzes von Wolfgang Ratzmann gilt dies auch für die Auf-

sätze in diesem Heft). Bewusst in Abgrenzung zu dem Vorgehen in den 1960er und 1970er Jahren (vgl. Lukatis) wird das Bisherige gewürdigt und an Gewachsenes angeknüpft. Dies erhöht zunächst fraglos die Chancen auf erfolgreiche und dauerhafte Prozesse: „Es wird der Weg in Richtung einer gemeinsamen Kultur gelingen, wenn die Ist-Kultur der einzelnen Systeme gewürdigt wird und einfließen kann in eine gemeinsame Zukunft“ (Kaune).

Konkret bedeutet dies, dass die vorfindliche Ortsgemeinde die wesentliche Bezugsgröße der Regionalisierung ist. „Entscheidend ist die konzeptionelle Kraft, die von den Ortsgemeinden ausgehen muss – sie sind nun einmal die vorfindlichen Größen“ (Beyer). Die Veränderung kirchlicher Strukturen auf dem Wege der Regionalisierung soll behutsam vor sich gehen, Bestehendes gewürdigt – und die Sorge vor allzu umwälzenden Veränderungen genommen werden. Folgerichtig und realistisch wird auch explizit betont, „dass Ansätze zu regionaler Zusammenarbeit nicht auf eine völlig neue Gestalt von Kirche abzielen“ (Lukatis). Die Orientierung am Bestehenden spiegelt sich übrigens auch in dem Genre der Aufsätze: Sie gehen durchgängig von Praxisbeispielen aus, die vorfindliche Strukturen und ihre – mehr oder weniger gelungenen – Veränderungsprozesse beschreiben.

Faktisch hat der Ansatz zur Konsequenz, dass vor allem diejenigen, die sich in den gegenwärtigen ortsgemeindlichen Strukturen engagieren, den Regionalisierungsprozess bestreiten – bzw. über seine Durchführung und seine Ausprägung allererst entscheiden. Sicherlich können im Einzelfall sogenannte „kirchlich Distanzierte“ beteiligt werden; dass sowohl ein Kontakt bestehen als auch die Bereitschaft zur Mitarbeit vorhanden sein muss, schränkt den Kreis der in Frage Kommenden jedoch deutlich ein. Glaubt man Einsichten der systemischen Theorie, wirken sich auf diese Weise ungeschriebene Gesetze und Kommunikationsformen auch in den neuen Formen aus.

Vor allem aber können auf diese Weise die anstehenden Veränderungen in den kirchlichen Strukturen nur in bestimmten Bahnen gedacht werden; die Richtung wird durch die Orientierung am Bestehenden vorgegeben. Visionen sind nur in engem Rahmen möglich. Die grundlegende Frage nach den Aufgaben und dem Charakter kirchlicher Arbeit wird nicht gestellt (vgl. dazu auch den Artikel von Wolfgang Ratzmann, der diese Dimension ebenfalls deutlich einklagt).

2. Die Regionalisierungsdebatte fragt pragmatisch nach dem Machbaren.

Nicht zufällig liegt ein Schwerpunkt eines Großteils der Aufsätze (zumindest bei Kaune, Lukatis und Dassler, teils auch bei Eisert/Kleinert) auf der Frage nach dem sinnvollen Vorgehen bei Regionalisierungsprozessen. Ein starkes Interesse liegt auf der Frage: „Wie kann Regionalisierung zieladäquat gestaltet werden?“ (Lukatis). Für diese Frage werden bisherige Erfahrungen ausführlich dokumentiert und die Konsequenzen für künftige Regionalisie-

rungsprozesse auf dieser Grundlage reflektiert, wie besonders die Artikel von Matthias Kaune und Cornelia Dassler deutlich zeigen. Dabei wirkt sich sicher auch die Dominanz beratender Perspektiven aus – aber bereits diese Konstellation ist ja eine Konsequenz davon, wie die Diskussion insgesamt geführt wird. Diese pragmatische Herangehensweise der Aufsätze an die Regionalisierungsfrage entspricht einer verbreiteten Tendenz in der kirchlichen Praxis, in der ebenfalls die Frage nach dem Möglichen vorrangig ist.

Dies wird durchaus als Vorteil der Regionalisierungsmodelle erlebt, denn „eine stärkere regionale Option für die kirchliche Arbeit scheint zudem auch unbelastet von theologischen Grundentscheidungen zu sein ... Man kann sich also auch mit Personen verständigen, mit denen man sich theologisch nicht sonderlich einig ist“ (Ratzmann). Aber auch sonst hat der Ansatzpunkt bei dem Machbaren Vorzüge. Statt Energien in „Luftschlösser“ zu verschwenden, wird in kleinen Schritten das Realisierbare angegangen. Gerade im Gegenüber zu den Ideen und den Vorgehensweisen im Rahmen der Kirchenreformdiskussion wird deutlich, dass die Chancen auf eine Verwirklichung der gegenwärtigen Formen von Regionalisierung ungleich höher ist. Wie alle Ansätze immer wieder betonen, dürfte sich in der Tat die Sorgfalt, die auf das „Wie“ von Regionalisierung in der Theorie wie in der Praxis verwendet wird, sehr deutlich auf den Erfolg dieses Modells auswirken.

Der Fokus der Regionalisierungsdebatte beim Machbaren und Möglichen trägt allerdings ebenfalls dazu bei, dass die grundlegende Frage nach der theologisch wie soziologisch wünschenswerten Gestalt von Kirche in den Hintergrund gerät. Eine ergebnisoffene Debatte um die Aufgaben und den Charakter von Kirche wird damit durch die Regionalisierungsdebatte eher erschwert, weil sie einen Konsens suggeriert, der nicht gegeben ist. Die Energien werden auf den Fokus der Umsetzung ihres Konzepts konzentriert, damit wird von grundlegenden Fragestellungen weggelenkt.

3. Die Regionalisierungsdebatte ist an der Lösung von Problemen orientiert.

Alle Artikel identifizieren die gegenwärtige krisenhafte Situation der Kirche insgesamt, vor allem aber konkrete Schwierigkeiten im jeweiligen Einzelfall als entscheidendes Movens zur Regionalisierung. „Die Probleme vor Ort drängen“ (Kaune). Selbst bei erheblichen prinzipiellen Widerständen gegenüber Regionalisierungstendenzen kann von „ad-hoc-Regionalisierung ...“, die dort am weitesten fortgeschritten ist, wo die Not am größten ist“ (Beyer) gesprochen werden. Konkret können dies durchaus unterschiedliche Probleme sein, die Spannweite reicht von Stellenfragen und Haushaltsplänen (Dassler) bis zum gesamtkirchlichen Minorisierungsprozess (Beyer), gemeinsam ist ihnen jedoch, dass sie Handlungsdruck erzeugen, für die sich das Modell „Regionalisierung“ anbietet – die Schwammigkeit des Begriffs wirkt sich hier vermutlich förderlich auf die Verbreitung des Gedankens aus.

Wird die Analyse, dass entscheidender Motor von Regionalisierung die Suche nach Lösungsmodellen für drängende Probleme ist, von allen Autorinnen und Autoren geteilt, sind unterschiedliche Einschätzungen erkennbar, ob sich darüber hinaus produktive Wirkungen für die Kirche insgesamt ergeben.

Eine eher optimistische Sicht, wie sie sich bei Kaune, Lukatis, Dassler und Eisert/Kleinert zeigt, geht davon aus, dass auch „ungeliebte Kröten“ (Kaune) dazu fähig sind, „Dornröschen“ (Dassler) letztlich wachzuküssen. Anhand ihrer Beispiele wird deutlich, dass im konkreten Fall auch ein zunächst nur pragmatisch akzeptiertes Modell konzeptionelle und produktive Kraft entwickeln kann und ein „Mehr an Kirche“ (Dassler) – was auch immer dies genau meint – hervorrufen kann. Martin Beyer sieht dies bislang in der sächsischen Landeskirche noch nicht als erfolgt an, traut dem Regionalisierungsmodell dies aber prinzipiell zu, wenn es denn mutig umgesetzt würde. Wolfgang Ratzmann schätzt hingegen die Veränderungskraft der Regionalisierungsmodelle eher pessimistisch ein – zumindest solange sie in der gegenwärtigen pragmatisch orientierten Form diskutiert und umgesetzt werden: „Man muss ... vermuten, dass dort, wo über die nachbarschaftliche Region nicht auch inhaltlich diskutiert wird, nichts anderes beabsichtigt ist als dies, die traditionelle Kirchlichkeit mit Hilfe der neuen strukturellen Größe Region in die Zukunft fortzuschreiben“ (Ratzmann). Sowohl Beyer als auch Ratzmann beklagen, dass konzeptionelle Debatten viel zu wenig stattfinden und „dass viel mehr darüber nachgedacht werden müsste, was mit den geringeren Mitteln und den weniger zahlreichen Menschen eigentlich getan werden soll“ (Beyer).

III. Plädoyer für eine grundlegende Debatte

Diesem Plädoyer für eine grundlegende konzeptionelle Debatte schließe ich mich ausdrücklich an. Ich schlage jedoch vor, diese wesentlich weiter zu fassen als die Regionalisierungsthematik, denn dieser Ansatz engt die Diskussion ein und legt die Perspektive fest, ohne dass mir dazu eine ausreichende argumentative oder konsensuale Grundlage gegeben zu sein scheint.

Die Aufsätze in diesem Heft zeigen zwar durchaus die Sinnhaftigkeit von Regionalisierung auf – dies jedoch auf der Grundlage einer Entscheidung, dass die bisherigen kirchlichen Strukturen prinzipiell sinnvoll sind, dass sie auch mit weniger Geld tendenziell weitergeführt und gleichzeitig weiterentwickelt und optimiert werden sollen. Diese Entscheidung wird bislang weitgehend unter der Hand getroffen, eine grundlegende Debatte darüber nicht geführt. Auf diese Weise können Argumente, die gegen das Regionalisierungsmodell als solches (nicht nur gegen bestimmte Formen) sprechen, nicht zu Wort kommen – nicht zufällig fehlen diese auch in den Aufsätzen fast vollständig.

Ich nenne nur einige:

1. Das Modell ist begrenzt. Wesentliche Grundgedanken der Regionalisierung – bleibende Überschaubarkeit und Identifikationsmöglichkeit, bleibende flächende-

ckende kirchliche Anlaufstellen etc. – setzen implizit voraus, dass die regionale Zusammenarbeit nicht beliebig ausgeweitet wird. Was aber ist, wenn dieser Rahmen ausgeschöpft ist und die finanziellen Mittel dann noch weiter zurückgehen?

2. Das Modell beruht, wie die meisten der Aufsätze betonen, auf Freiwilligkeit. Was passiert, wenn sich die Widerstände trotz schwindender Mittel halten? Die Erkenntnis, dass mit dem vorhandenen Budget die Arbeit nicht mehr sinnvoll weitergeführt werden kann, muss nicht notwendig zur Regionalisierungseinsicht werden. Wenn eine lokale Gemeinde das Zusammenbrechen ihrer Arbeit in Kauf nimmt – mit den entsprechenden Konsequenzen für alle in ihrem Bereich lebenden Kirchenmitglieder –, wäre das dann aber gesamtkirchlich akzeptabel?

3. Das Modell begegnet der kirchlichen „Finanzkrise“ stärker als der kirchlichen „Relevanzkrise“. Es wird m.E. nicht hinreichend deutlich, inwieweit mit Regionalisierung auf die inhaltlichen Fragen nach der Zukunft von Kirche und den Aufgaben von ihr in der gegenwärtigen Gesellschaft wirklich geantwortet wird.

4. Das Modell verändert grundlegende Probleme der parochialen Strukturen nicht. Inwieweit die oft diagnostizierten und gegenwärtig wieder neu betonten Probleme der ortsgemeindlichen Strukturen von Regionalisierung berührt und verändert werden, hängt in hohem Maße davon ab, welche Form dieses schillernden Begriffs gewählt wird. Auch weitergehende Formen lösen die Probleme nur teilweise: Das Verhältnis von Haupt- und Ehrenamtlichen oder die parochialen Arbeitsformen werden davon nicht notwendig berührt, ebenso die Problematik, dass inhaltliche Schwerpunkte immer personabhängig bleiben. Die territoriale Orientierung von Kirche, die Kirchenmitgliedschaft vom Wohnort her begreift, wird nur auf einen größeren Rahmen verlagert, ohne das komplexe Verhältnis von Territorialität und Mobilität grundlegend zu bedenken.

5. Das Modell denkt ausschließlich von den parochialen kirchlichen Formen aus und vernachlässigt damit die Existenz und die Zukunft der vielfältigen anderen kirchlichen Arbeitsformen. In diesen wird aber – gerade in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation – erhebliches Potenzial für eine zukunftsfähige und attraktive Kirche erkannt.

IV. Die Frage nach der Ortsgemeinde – ein latenter Konflikt

Ich schlage also vor, die Debatte um die zukünftige Gestalt von Kirche neu zu eröffnen und sie grundlegender zu führen, als dies in der Konzentration auf Regionalisierung möglich ist. Die „tiefer liegende ekklesiologische Frage danach ..., was Kirche in ihrem Wesen und in ihrer Gestalt ausmacht“ (Dassler) sprengt zwar in der Tat den Rahmen von Kirchenvorstandssitzungen zu Haushaltsentscheidungen und beratenden Überlegungen, darf jedoch nicht auf Dauer gesamtkirchlich wie lokalkirchlich vermieden werden.

Eine zentrale Thematik in dieser Debatte scheint mir die Frage nach der Parochie und nach dem Verhältnis zwischen parochialen und nichtparochialen Strukturen zu sein – eine Thematik, die im Rahmen der Frage nach Regionalisierung kaum sinnvoll bearbeitet werden kann. Untersucht man diesen

Fokus in der kirchlichen Strukturdebatte¹, so wird zum einen deutlich, dass das Gegenüber von parochialen und nichtparochialen Strukturen² eine, wenn nicht *die* grundlegende Frage für die Frage nach tragfähigen kirchlichen Strukturen der Zukunft ist. Zum anderen erweist sich die Deutungsperspektive als fruchtbar, dass das Verhältnis zwischen Parochialität und Nichtparochialität als Konflikt begriffen werden kann.

Dieser Konflikt ist übrigens nicht nur ein Phänomen der Gegenwart, er ist noch nicht einmal neuzeitlich, sondern zieht sich durch die Geschichte der Kirche hindurch. Die Geschichte kirchlicher Organisationsformen in ihren vielfältigen Gestalten lässt sich lesen als eine Geschichte des Konflikts zwischen parochialem und nichtparochialem Prinzip. Diese Prinzipien nehmen in den verschiedenen Epochen der Kirchengeschichte jeweils unterschiedliche Gestalten an, beispielsweise die Bettelorden im 12./13. Jahrhundert, die finanziell und personell eine Konkurrenz zu der gerade erfolgten parochialen Durchgliederung der Städte darstellten, die Personalgemeinden zur Zeit *Friedrich Schleiermachers*, in denen Kirchenmitglieder im Zuge gewachsener religiöser Subjektivität Gleichgesinnte suchten oder die Gemeindebewegung mit *Emil Sulze* Ende des 19. Jahrhunderts, die in der überschaubaren Gemeinschaft die einzig legitime Form kirchlicher Sozialgestalt sah. Der historische Rückblick zeigt, dass der Konflikt immer dann ausbricht, wenn eine – wie auch immer geartete – „Mangelsituation“ entsteht, meist im Zusammenhang damit, dass die jeweilige Gestalt von Parochialität einen Funktionsverlust erleidet und veränderte religiöse und soziale Bedürfnisse nicht mehr erfüllen kann.

Die Deutungsperspektive „Konflikt“ bietet auch einen weiterführenden Erklärungsansatz für die gegenwärtige Situation. Verschärft wird die Situation jedoch dadurch, dass der grundlegende Konflikt in der Regel nicht thematisiert wird und dadurch keiner konstruktiven Bearbeitung zugeführt werden kann. Auch die Regionalisierungsdebatte lässt sich mit der Deutungshypothese eines latenten Konflikts verstehen: In ihr ist eine nichtparochiale Tendenz angelegt, der jedoch sowohl in den persönlichen Widerständen als auch in den institutionellen Versuchen, den Grad der Regionalisierung möglichst gering zu halten, entgegengesteuert wird – der grundlegende Konflikt zwischen parochialem und nichtparochialem Element findet hier also innerhalb der Regionalisierungsdebatte eine neue Form. Möglicherweise lässt sich sogar die Tendenz, sich auf das „Wie“ der Regionalisierung auf Kosten einer grundlegenden Debatte zu konzentrieren, ebenfalls in dieser Linie deuten,

¹ Vgl. dazu *Uta Pohl-Patalong*, Parochialität und Nichtparochialität im Konflikt. Eine Untersuchung kirchlicher Strukturprinzipien. Eine leicht überarbeitete Veröffentlichung unter dem Titel „Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell“ beim Verlag Vandenhoeck & Ruprecht ist in Vorbereitung. In die folgenden Ausführungen fließen die Ergebnisse dieser Arbeit ein.

² Die Alternativen zur territorialgemeindlichen Organisationsform sind in sich vielfältig, können funktionaler, personaler oder bekenntniskirchlicher Art sein. Ihre Gemeinsamkeit konstituiert sich wesentlich in ihrem Gegenüber zur Parochie, sie sind daher begrifflich kaum anders als unter „nichtparochiale“ Strukturen zu fassen.

insofern der Konflikt damit nicht thematisiert werden muss und in der Latenz bleiben kann.

Die anstehende grundlegende Debatte wird dadurch erschwert, dass es gegenwärtig eine ebenso unüberschaubare Fülle von Literatur gibt wie Ebenen, auf denen argumentiert wird, und Aspekte, die herangezogen werden. Die Leitfigur des Konflikts ermöglicht es, die Argumentationen (anders als sonst in Theorie und Praxis üblich) einander gegenüberzustellen und sie aufeinander zu beziehen. Im Ergebnis wird deutlich, dass sowohl das parochiale als auch das nichtparochiale Prinzip jeweils gute Argumente für die eigene Position anführen können. Interessanterweise beziehen sich diese im Wesentlichen auf die gleiche Fragestellung, sowohl in soziologischer als auch in ekklesiologischer Hinsicht, die Positionen argumentieren also nicht aneinander vorbei. Hinter den Argumenten werden dann unterschiedliche Bilder von Kirche und ihren Aufgaben deutlich, so dass sich die Strukturfrage als eng mit inhaltlichen Fragestellungen nach dem Wesen von Kirche verbunden erweist.

Nach Lage der Argumente kann weder das parochiale noch das nichtparochiale Prinzip beanspruchen, alleiniges Strukturprinzip der Zukunft zu sein, da sonst wesentliche Argumente der anderen Seite unberücksichtigt blieben. Mit beiden Organisationsformen verbinden sich jedoch bestimmte Errungenschaften und Vorzüge, die in kirchliche Strukturen der Zukunft unbedingt einfließen sollten. Daraus ließen sich Kriterien ableiten, die kirchliche Strukturen der Zukunft erfüllen sollten.

Solche Kriterien sollten Gegenstand eines breit angelegten kirchlichen und praktisch-theologischen Diskussionsprozesses sein. Gegenüber der Regionalisierungsdebatte scheint es mir allerdings nötig, einerseits stärker die Grundstrukturen kirchlicher Sozialformen – insbesondere das Verhältnis von Parochialität und Nichtparochialität – zu hinterfragen und andererseits die Vorteile der bisherigen beiden Organisationsformen bewusst zu würdigen und in neuer Weise miteinander zu kombinieren. Um diesem Diskussionsprozess die nötige Kreativität zu verleihen und die Gefahr zu verringern, dass er sich in Problemanalysen erschöpft, halte ich es jedoch auch für sinnvoll, unterschiedliche Strukturmodelle zu entwerfen und zur Diskussion zu stellen, um die Perspektive zu weiten und kreative Lösungen zu fördern. Auch das Regionalisierungsmodell kann als ein solches Modell verstanden werden, das nicht gleich auf Umsetzung drängt, sondern zunächst die Debatte voranbringt und das in seinen Vorzügen und Nachteilen diskutiert werden kann.

Ein alternatives Modell ist aus der Untersuchung des Konfliktfeldes von parochialen und nichtparochialen Strukturen entstanden. Dieses soll abschließend wenigstens in Umrissen skizziert werden.³

³ Ausführlicher vgl. dann *U. Pohl-Patalong* (Anm. 1).

V. Das Modell „Kirchliche Orte“

Statt dieser Binarität kirchlicher Struktur gehe ich denkerisch von *kirchlichen Orten* aus, also nicht mehr von „Gemeinden“ auf der einen und „Dienst“ auf der anderen Seite. Gemeint sind damit ebenso bisherige Parochien, die in der Regel baulich durch eine Kirche und ein Gemeindehaus repräsentiert werden, wie Tagungshäuser, kirchlich genutzte Räume in Krankenhäusern, Schulen und Gefängnissen und jegliche Gebäude, in denen bisher kirchliche Arbeit geleistet wird.

Der besonders von parochialer Seite betonte Hinweis auf den notwendigen Orts- und Raumbezug kirchlicher Arbeit wird damit aufgenommen. Gleichzeitig zeichnet sich dieser Ansatz ein in die praktisch-theologische Tendenz der letzten Jahre, in allen Bereichen die räumliche Kategorie gegenüber der zeitlichen stärker wahr- und ernst zu nehmen. Diese kirchlichen Orte bilden Ressourcen, die für künftige kirchliche Strukturen genutzt werden können und sollten. Zu verbinden ist dies jedoch mit Überlegungen, welche der kirchlichen Orte auch aufgegeben werden können und müssen. Damit wird der Gefahr begegnet, bei knapper werdenden Mitteln alle Arbeitsgebiete und Einrichtungen mit immer weniger Geld weiterzuführen. Langfristig dürfte sich ein Aufgeben des einen oder anderen kirchlichen Ortes wesentlich weniger schädlich auswirken als ein gesamtkirchliches Klima, das von permanenter Reduktion und dem sich daran anschließenden Pessimismus geprägt ist.

An jedem dieser kirchlichen Orte schlage ich *sowohl* ein vereinsähnliches kirchliches Leben *als auch* inhaltlich qualifizierte Arbeitsbereiche vor, die jedoch organisatorisch voneinander getrennt gestaltet werden. Soweit diese beiden Aspekte – in den bisherigen Parochien – miteinander vermischt waren, bedeutet dies die Entflechtung der von „Kirche“ und „Gemeindehaus“ symbolisierten Aufgabenbereiche, also die organisatorische Trennung konkreter inhaltlicher Arbeitsbereiche und des vereinskirchlichen Lebens.⁴

Dies kommt einer Rücknahme einer ca. 100 Jahre alten Entwicklung gleich, als das „Gemeindeleben“ nach dem Vorbild der freien Vereine gestaltet wurde. Dieses bestand zunächst weithin getrennt von den pastoralen Aufgaben und wurde im Wesentlichen von Ehrenamtlichen sowie von Diakonen und Gemeindepädagoginnen, deren Berufsstände im Lauf dieser Entwicklung entstanden, verantwortet. Die Arbeitsbereiche „Kirche“ und „Gemeindehaus“ verflochten sich dann aber in der Verantwortlichkeit des Pfarramtes.

Der eine Bereich wird vereinsähnlich gestaltet und konstituiert sich über elementare Bedürfnisse nach religiös bestimmter Gemeinschaft und Geselligkeit. Sein Schwerpunkt ist primär selbstreferentiell, schließt aber auch die

⁴ Der Vorschlag einer Entflechtung von Kirche und Gemeindehaus findet sich auch bei *Rudolf Roosen*, *Die Kirchengemeinde – Sozialsystem im Wandel*, Berlin/New York 1997, 599, allerdings mit anderer konzeptioneller Zielrichtung.

Belange des eigenen Nahbereichs ein. Potenziell gibt es diesen vereinskirchlichen Bereich an jedem kirchlichen Ort.

In diesem Kontext können sich biografische Themen verankern, für die eine Nähe zum Wohnort wichtig ist. Auch die wohnortnahe und auf persönlichen Beziehungen beruhende „kleine Diakonie“ (*Failing*) gehört zu diesem Bereich, also Betreuung, nachbarschaftliche Hilfe und Besuche bei Menschen, die sich zum „Ensemble der Opfer“ rechnen lassen. Hier kann sich das kirchliche Heimatgefühl entwickeln, das von der parochialen Argumentation betont wird. Mit diesen Aspekten werden vor allem diejenigen Bevölkerungsgruppen angesprochen, die an der gesellschaftlichen Mobilität nur in geringem Maße teilhaben. Die Chancen der auf dem territorialen Prinzip fußenden wohnortnahen kirchlichen Arbeit werden damit genutzt; die Tradition der territorialen Bezogenheit bleibt erhalten.

Welche Ausprägungen des vereinskirchlichen Lebens sich an einem kirchlichen Ort im Einzelnen entwickelt, welche Kreise und Gruppen also in welcher Form dort entstehen oder sich anlagern, hängt zunächst von dem Bedarf an dem jeweiligen Ort ab. Die diakonischen Aufgaben dieses Bereichs sollten hingegen nicht einseitig der Dynamik von Angebot und Nachfrage überlassen bleiben. Motivation und organisatorische Hilfestellungen sind hier in stärkerem Maße nötig als für die Gruppen Gleichgesinnter.

Grundsätzlich sollte der vereinskirchliche Bereich von Ehrenamtlichen gestaltet und geleitet werden.⁵ Dies entspricht zunächst den Wurzeln dieses Bereiches kirchlicher Arbeit, vor allem aber sprechen sowohl theologische als auch soziologische Gründe dafür. Eine Qualifizierung der Ehrenamtlichen für die jeweiligen Aufgaben ist dabei unabdingbar. Hier berührt sich das Modell mit dem gegenwärtig virulenten Diskurs zur Rolle der Ehrenamtlichen.

Soll die Organisation und Durchführung der Aktivitäten des vereinskirchlichen Bereiches von Ehrenamtlichen geleistet werden, bedeutet dies für viele bisherige Gruppen und für viele bisher in Gemeinden Engagierte eine erhebliche Umstellung und kann zur Überforderung werden. Die ehrenamtliche Arbeit sollte daher – nicht nur für die Übergangszeit – professionell in Form von Hilfe zur Selbstorganisation unterstützt werden.⁶ Von ihrer Ausbildung und Kompetenz her liegt diese Aufgabe für Diakone und Gemeindepädagoginnen nahe.

Die Hauptamtlichen sollen jedoch nicht selbst die praktische Arbeit durchführen, sondern Hilfe zur Selbstorganisation und eigenständiger Durchführung leisten. Sie sollten nicht fest an einem bestimmten kirchlichen Ort angesiedelt und für diesen aus-

⁵ Vgl. zu diesem Vorschlag auch *R. Roosen* (Anm. 4), 599, und *Jürgen Ziemer*, Kirche im Veränderungsprozess – Ekklesiologische und kybernetische Perspektiven, in: *Wolfgang Ratzmann/ders. (Hg.)*, Kirche unter Veränderungsdruck, Leipzig 2000, (104–118) 115.

⁶ Vgl. den Vorschlag von *Bernhard Petry* – allerdings primär für das Pfarramt –, die kirchlichen Hauptberuflichen primär als „Dienstleister der ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen“ (Leiten in der Ortsgemeinde, Gütersloh 2001, 281) zu begreifen.

schließlich zuständig sein, da aufgrund der bisherigen Gepflogenheiten die Gefahr bestünde, dass ihnen Leitungsaufgaben angetragen würden. Hilfestellung beim Aufbau einer Gruppe/eines Kreises gehört ebenso zu ihren Aufgaben wie die Vermittlung erforderlicher Kompetenzen für die Leitung einer Gruppe oder für eine Betreuungsaufgabe. Ferner sollen sie notwendige diakonische Aufgaben im Umfeld des jeweiligen Ortes im Blick haben und diese organisieren.

Neben dem an Geselligkeit und Gemeinschaft orientierten vereinskirchlichen Leben schlage ich einen *zweiten Bereich kirchlicher Arbeit an jedem kirchlichen Ort vor, der bestimmte, jeweils klar definierte Arbeitsbereiche erfüllt*. Dieser Bereich konstituiert sich über inhaltliche Aspekte. Hier liegt der Schwerpunkt stärker auf der öffentlichen Dimension kirchlichen Lebens, die ein Handeln in einem größeren Horizont einschließt. Impliziert ist damit, dass nicht mehr an jedem kirchlichen Ort Ähnliches angeboten wird; das flächendeckende Prinzip wird damit verlassen.⁷

Zu diesen Arbeitsbereichen gehört die funktional bestimmte Dimension kirchlichen Handelns wie beispielsweise die verschiedenen Bereiche (spezialisierter) diakonischer Aufgaben, Bildungsarbeit, Beratung und spezialisierte Seelsorge, biografiebezogene Arbeit oder gesellschaftspolitische Wirksamkeit. Ein weiterer Bestandteil ist die inhaltlich qualifizierte Zielgruppenarbeit wie Kinder- und Jugendarbeit, Arbeit mit jungen Erwachsenen, Arbeit mit Familien, Single-Arbeit, Frauen- und Männerarbeit oder SeniorInnenarbeit. Weitere Bereiche – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – sind beispielsweise Spiritualität, ökumenische Arbeit, interreligiöser Dialog oder Kirchenmusik.

Welche Bereiche in welchem Umfang realisiert werden, ist in einem breit angelegten und permanent fortzusetzenden Diskurs auszuhandeln. Dabei werden sicher auch gesellschaftliche Erwägungen und die Berücksichtigung von Traditionen kirchlichen Handelns im Blick sein, leitend sollte jedoch das Kriterium der „impliziten notae ecclesiae“ (*Reuter*) sein. Jedes – in einem Arbeitsbereich realisierte – kirchliche Handlungsfeld unterliegt damit einer theologischen Qualifizierung und Begründung im Kontext der kirchlichen Arbeit und ihres christlichen Auftrags und nötigt – ebenso wie im vereinskirchlichen Bereich – zu einer dauerhaften theologisch qualifizierten Reflexion des eigenen Handelns.

Der Anspruch, das gleiche Angebot für alle gleichermaßen attraktiv zu gestalten, wird damit ebenso aufgegeben wie das Prinzip der Allzuständigkeit. Durch diesen Verzicht wird die Chance auf kompetente und konzentrierte Arbeit deutlich erhöht. Um jedoch nicht in die Gefahr einer Segregierung der Zielgruppen und Arbeitsbereiche gegeneinander zu geraten, sollten an

⁷ Dieser Aspekt trifft sich mit anderen Vorschlägen künftiger Organisationsformen von Kirche, vgl. z. B. *Hans Chr. Stoodt*, Formen kirchlicher Arbeit an der Schwelle von der Industrie- zur Risikogesellschaft, in: PTh 80/1991, 116–132, oder *Wolf-Eckart Failing*, Das große Versprechen der Stadt. Stadt und Kirche – eine praktisch-theologische Skizze, in: Darmstädter Theologische Beiträge zu Gegenwartsfragen: Stadtkultur leben, Darmstadt 1998, 125f.

jedem kirchlichen Orten in der Regel zwei oder drei Arbeitsbereiche beheimatet sein. Diese sollten nicht zu nahe verwandt sein und unterschiedliche Gruppen ansprechen. Die Förderung des Kontaktes und die Kommunikation, beides von der parochialen Argumentation als kirchliche Aufgabe betont, sind damit konstitutiver Bestandteil kirchlicher Arbeit.

Anders als für den vereinskirchlichen Bereich liegt die Verantwortlichkeit für die spezialisierten Arbeitsbereiche nicht ausschließlich in ehrenamtlicher Hand, sondern sie werden – in ähnlicher Weise wie dies bisher geschieht – von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen gestaltet. Die organisatorische Trennung von vereinskirchlichem Leben und den jeweiligen Arbeitsbereichen kann es in neuer Weise ermöglichen, die Professionalität von Hauptamtlichen zu schätzen, ohne zu einer „Pastorenkirche“ zu werden. Damit wird der Diskurs um den Pfarrberuf und die Rolle und Aufgaben von Pfarrerinnen und Pfarrern berührt.⁸

An jedem kirchlichen Ort findet ein *gottesdienstliches Leben* statt, so dass auch das von der parochialen Argumentation betonte exklusive Verständnis der *notae ecclesiae* erfüllt wird. Eine wesentliche Differenz zwischen bisherigen Parochien und bisherigen nichtparochialen Arbeitsbereichen, die zu der Binarität nicht wenig beigetragen haben dürfte, wird damit aufgehoben. Dabei muss der agendarische Gottesdienst am Sonntagvormittag nicht mehr die Regelform sein, seine Normativität wird aufgelöst zugunsten einer Vielfalt gottesdienstlicher Formen mit unterschiedlichem Charakter und zu unterschiedlichen Zeiten. Prägend für den Charakter des Gottesdienstes sind die jeweiligen Arbeitsbereiche an dem kirchlichen Ort.

Besondere Aufmerksamkeit ist der *Vernetzung der inhaltlich qualifizierten Arbeitsbereiche mit dem vereinskirchlichen Bereich* am gleichen Ort zu widmen. Häufig dürften sich die Bereiche personell überschneiden. Auch der Gottesdienst bietet die Möglichkeit zu Kontakt und Vernetzung. Darüber hinaus sollte Verbindung zwischen den Bereichen auch institutionell sichergestellt werden.

Dieses Modell kirchlicher Orte mit differenziertem Angebot erscheint zunächst in *großen Städten* leichter durchführbar als in *ländlichen Regionen*, da in der Großstadt die Entfernungen zwischen kirchlichen Orten geringer sind und die Bedürfnislage sich differenzierter darstellt. Letzteres legt nahe, den Grad der Ausdifferenzierung der kirchlichen Arbeitsbereiche auf dem Lande niedriger zu halten als in den Städten. Hier ist eine genaue Wahrnehmung der Gegebenheiten vor Ort und eine gute Kommunikation mit den Menschen vor Ort unabdingbar. In Dörfern, wo das kirchliche Leben eine wichtige Rolle im Sozialgefüge spielt, dürfte der vereinskirchliche Bereich ohnehin wesentlicher sein als spezifizierte Arbeitsbereiche. Die Flexibilität dieses Modells erlaubt es damit, auf die bestehenden Unterschiede zwischen Stadt und Land einzugehen, ohne diese festzuschreiben, wenn die Differenz zwischen den beiden Größen längerfristig abnimmt, wie mittlerweile häufig vermutet wird.

⁸ Vgl. z. B. *Isolde Karle*, *Der Pfarrberuf als Profession*, Gütersloh 2001, oder *B. Petry* (Anm. 7).

Mit diesem Modell wird ein Modell für die Frage künftiger kirchlicher Strukturprinzipien angeboten, das die Chancen von parochialem und nicht-parochialem Prinzip vereint. Einerseits ist die wohnortnahe kirchliche Präsenz sichergestellt und erfüllt die kirchlichen Aufgaben, die sich mit dem Wohnort verbinden. Andererseits wird ein differenziertes Angebot entwickelt, das der Pluralität kirchlicher Aufgaben in der Gegenwart gerecht wird.

V. Modell „Kirchlicher Orte“ und Modell „Regionalisierung“ – Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Das Modell enthält sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede zum Regionalisierungsmodell. Gemeinsam ist ihnen die Auflösung parochialer Grenzen und das kirchliche Denken in einem größeren Rahmen. Mit weitergehenden Formen von Regionalisierung (vgl. zu der Differenzierung den Artikel von Matthias Kaune) stimmt das Modell kirchlicher Orte darin überein, eine „Disharmonisierung“ der Angebotsstruktur vorzunehmen und Abstand davon zu nehmen, dass prinzipiell alle das Gleiche machen. Am nächsten kommt das hier vorgestellte Modell dem von Wolfgang Ratzmann im Gegensatz zu bisherigen Formen von Regionalisierung favorisierten Modell der größeren Region der gesamten Stadt. Der Unterschied dazu besteht in der bewussten Aufnahme der parochialen Argumente, Wohnortnähe, kleinräumige Formen von Gemeinschaft und Heimatgefühl zu ermöglichen. Zudem wird auch das Einsparpotenzial dieses Strukturmodells deutlich.

Das Modell kirchlicher Orte geht insofern über das Regionalisierungsmodell hinaus, als es die Aufgaben von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen dezidiert thematisiert und gegenüber der jetzt verbreiteten Praxis nachhaltig verändert. Die unterschiedlichen Aufgaben werden einer Klärung zugeführt, damit werden sie begrenzt, aber in dem begrenzten Rahmen gleichzeitig gewürdigt. Diese Veränderungen wie auch die geringere Orientierung an den vorfindlichen Strukturen bietet die Chance, dass Kirche für ein wesentlich größeres Spektrum von Menschen interessant wird und ihre Bedeutung für das Leben von Menschen deutlicher wird; der „Relevanzkrise“ kann auf diese Weise begegnet werden. Gleichzeitig ist das Modell auch mit deutlich geringeren Mitteln durchführbar, die Dichte der Orte und die Zahl der inhaltlichen Schwerpunkte kann sich nach den vorhandenen Mitteln richten; zudem werden durch die ehrenamtliche Verantwortlichkeit für den „vereinskirchlichen“ Bereich Kräfte Hauptamtlicher frei.

Statt von dem konkreten Prozess der einzelnen Ortsgemeinde denkt das Modell kirchlicher Orte stärker gesamtkirchlich von der Frage nach der Zukunft der Kirche und den erforderlichen Strukturen her. Es besitzt eine hohe Flexibilität in den möglichen Formen der jeweiligen lokalen Ausgestaltung, ist aber als gesamtkirchliches Modell angelegt und zielt auf eine Verände-

zung des Charakters von Kirche. Anders als die Regionalisierungsdebatte versteht es sich daher auch nicht primär als Lösung für drängende Probleme vor Ort, sondern als Bestandteil einer grundlegenden Debatte um die Zukunft der Kirche. Es ist nicht zur unmittelbaren Umsetzung gedacht – die eine ganz andere Aufmerksamkeit für das Machbare und Mögliche erfordern würde –, sondern als ein Diskussionsbeitrag, mit dem die grundlegende Debatte um die zukünftige Gestalt der Kirche an Kreativität gewinnen kann.

PD Dr. Uta Pohl-Patalong (Studienleiterin an der Evangelischen Akademie Nordelbien), Buschkamp 8, 22339 Hamburg